

daß wir nicht Krieg mit den Einwohnern, sondern nur mit den Soldaten führen. In diesem Kriege brauchen wir keinen Haß als Reizmittel. Haß war nur gegenüber einem feigen und dabei hinterlistigen Feinde oder gegenüber einem Gegner, der ehrlose Handlungen unternahm. Führte unser Gegner seine Waffe, wie es einem rechten Krieger zukommt, so spürten wir selbst im Getümmel der Schlacht keinen Haß. Mir scheint, als genügten unsere militärische Erziehung und unser deutsches Pflichtgefühl vollkommen als Grundlage für den Erfolg im Kampfe. Wir brauchen durch Haß nicht aufgereizt und aufgestachelt zu werden. Wir verfechten unsere gute Sache mit allem Ernste und in der ehrlichen Überzeugung, daß uns der Sieg werden muß. Dabei soll es uns ganz gleich sein, ob und wie uns unsere Feinde hassen. Mögen sie den Haß bis aufs äußerste treiben, er wird immer an unserer Überlegenheit scheitern. Ich glaube, vielen Feldgrauen scheint es unverständlich, daß ihnen ein Haß eingepfist werden soll, der letzten Endes unserem Wesen fremd ist. Der Ernst des Kampfes hat uns über den Haß so hoch hinausgehoben, daß wir ihn als Mittel zum Siege nicht brauchen.

3. St. Peine, Vereinslazarett.

Musketier Rudolf Rother. dn.

Meine Beziehungen zum Buchhandel.

(Zum 70. Geburtstag Dr. G. Stilles
[21. November 1915].)

Während der Gymnasialzeit war es meine liebste Beschäftigung, vor den Schaufenstern der Buchhandlungen die ausgestellten Werte zu mustern. Da war so manches Buch, das ich gern besessen hätte, aber meine Mittel erlaubten mir die Anschaffung nicht. Als ich die oberen Klassen besuchte, wurde ich mit einigen Buchhändler-Lehrlingen und -Gehilfen bekannt; durch sie bekam ich einen Einblick in den buchhändlerischen Betrieb. Er erschien mir in so günstigem Licht, die Möglichkeit, jedes Buch, das mir gefiel, lesen zu können, so überaus verlockend, daß ich im Ernst daran dachte, ob ich nicht das geplante Studium aufgeben und mich dem Buchhändler-Berufe widmen sollte. Mich schreckte aber besonders die mehrjährige Lehrzeit ab, in der mich die Gehilfen als »Stift« behandeln würden. Darum zog ich es schließlich doch vor, dem Studium treu zu bleiben.

Als ich es beendet hatte, kam ich bald in andere Beziehungen zum Buchhandel. Ich fing an, Aufsätze für wissenschaftliche Zeitschriften, dann auch Broschüren und Bücher zu verfassen, für die ich mich nach Verlegern umsehen mußte. Ein Neuling ohne irgendwelche Beziehungen und Bekanntschaften, ohne Erfahrung und mit dem Bewußtsein, daß er für den Verleger ein unbeschriebenes Blatt ist, hat die Empfindung, daß es für ihn eine reine Glückssache ist, ob er einen Buchhändler findet, der sein Werk richtig zu beurteilen versteht und der geneigt ist, das Risiko des Verlages zu übernehmen. — An welchen Verleger soll der angehende Schriftsteller sich wenden? Er durchmustert seine kleine Bibliothek, um zu ersehen, welcher Verlag wohl Schriften ähnlicher Art herausgebracht hat. Hat er sich entschieden, wem er sein Werk anbieten will, dann kommt die schwierige Aufgabe, einen Brief abzufassen, aus dem der Verleger ersehen kann, mit wem er es zu tun hat und was er wohl von dem homo novus erwarten kann. Daß Fehler in der Fassung solcher Schreiben leicht zum Schaden des Autors ausschlagen, liegt auf der Hand.

Auch mir blieben natürlich mancherlei Enttäuschungen nicht erspart. Mancher Brief, den ich m. G. auf das allerbeste abgefaßt, von dem ich sicheren Erfolg erwartet hatte, wurde abschlägig beschieden. Bei dieser Korrespondenz erwiesen sich aber die Herren als überaus höflich. Das eingefandte Manuskript wurde fast immer als sehr wertvoll bezeichnet; die Herausgabe wurde niemals verweigert, weil der Inhalt etwa nicht den Anforderungen entspräche, die der Verleger stellen mußte. Stets waren es andere Gründe: entweder waren bereits allzu viele Werke angenommen, die der Veröffentlichung harren; oder der Verlag pflegte nur andere Zweige der Wissenschaft oder Belletristik; oder er hatte erst vor kurzem ein Werk mit ähnlichem Inhalt verlegt und fürchtete nun, daß das neue dem älteren eine unliebsame Konkurrenz machen könnte.

Schon in den ersten Jahren meiner schriftstellerischen Tätigkeit trat ich in Beziehung zu einem sehr liebenswürdigen Verleger, dem Herrn Dr. L. . . . Er war immer bereit, mir Freundlichkeiten zu erweisen; als ich ihn vor etwa dreißig Jahren in Berlin besuchte, tat er, was in seinen Kräften stand, um mir den dortigen Aufenthalt angenehm zu machen. Namentlich versorgte er mich mit Eintrittskarten zu verschiedenen Theatern, die ihm als Verleger einer

großen Zeitung zahlreich zur Verfügung standen. Diesem Manne habe ich stets ein freundliches Andenken bewahrt. — Den übrigen Verlegern, die die Herausgabe meiner verschiedenen Schriften übernahmen, bin ich nicht so nahe getreten; ich hatte keine Gelegenheit, sie persönlich kennen zu lernen. So beschränkten sich unsere Beziehungen auf das rein geschäftliche Gebiet. Mit einer Ausnahme bin ich mit allen gut ausgekommen; sie erfüllten gewissenhaft die übernommenen Verpflichtungen. Allerdings waren die gezahlten Honorare durchweg recht gering. Wäre ich darauf angewiesen gewesen, vom Ertrage meiner Feder zu leben, so würde mein Dasein wohl sehr entbehrungsreich gewesen sein.

Als ich anfing, plattdeutsche Werke zu verfassen, war es natürlich nicht leicht, einen passenden Verlag zu finden. Nur wenige Firmen befassen sich damit, Dialektgedichte zu verlegen. Wieder klopfte ich vergebens an manche Tür; aber schließlich gelang es mir, einen Mann zu finden, der als Kind einer echt plattdeutschen Gegend Verständnis für meine Bestrebungen hatte. Er hat denn auch alle meine bisher veröffentlichten plattdeutschen Dichtungen verlegt. Unsere freundschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen haben leider durch den Krieg eine unliebsame Unterbrechung erfahren; hoffentlich wird aber nach Friedensschluß das alte Verhältnis bald wieder hergestellt sein.

Wie in der gesamten Belletristik besteht auch in der plattdeutschen Literatur eine beängstigende Überproduktion. Neben einer ansehnlichen Reihe von vorzüglichen Werken ist leider unendlich viel Minderwertiges auf den Büchermarkt geworfen worden. Natürlich leidet dadurch das plattdeutsche Schrifttum außerordentlich. Wer sich an dem feichten, saden Zeuge der nachreuterschen Läufern, an den süßlichen oder überdriben »komischen« Erzählungen einmal gründlich den Magen verdorben hat, der wird, abgesehen von den Schriften der anerkannten Klassiker (Groth, Reuter, in neuerer Zeit allmählich sich durchsetzend vielleicht noch Brindman und Jehrs), so leicht kein plattdeutsches Buch mehr lesen oder gar kaufen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Verleger höhere Anforderungen stellten und die ihnen angebotenen plattdeutschen Manuskripte mit etwas kritischeren Augen ansähen. Das würde ein großer Gewinn sein für die plattdeutsche Literatur im allgemeinen und für die ernst zu nehmenden Dialektdichter im besondern. Daß dieser Wunsch schwer zu erfüllen ist, darf nicht verkannt werden. Ist es schon für den nicht mit ganz hervorragendem, feinem Geschmaç und durch lange Übung geschärftem kritischen Sinn begabten Verleger nicht leicht, Wert oder Unwert hochdeutscher schöngeistiger Schriften zu beurteilen, so ist es bezüglich plattdeutscher Werke noch weit schwieriger. Der Verleger muß selbst ein genauer Kenner des Plattdeutschen sein, um dafür das richtige Verständnis zu haben. Soweit ich die Sache übersehe, gibt es in Deutschland vielleicht nur ein Duzend Verleger, die imstande sind, mit einiger Sicherheit plattdeutsche Werke richtig einzuschätzen. Darum sollten m. G. solche Verleger, die sich nicht ganz sicher fühlen, sich an sachverständige Berater wenden, bevor sie ein plattdeutsches Buch herausgeben.

G. Stille.

Kleine Mitteilungen.

Post. — In Belgien nehmen fortan am Briefverkehr mit Deutschland auch die Orte Arlon, Bastogne, Ciney, Hal, Libramont, Löwen, Marche, Namur, Neuschâteau, Ottignies, Tirlemont sowie sämtliche bisher noch nicht zugelassenen Orte der Provinz Lüttich teil.

Betrügereien auf Kosten der Mildtätigkeit haben einen Handlungsgehilfen St. und einen Tapeziergehilfen Sch. unter der Anklage des fortgesetzten gemeinschaftlichen Betruges vor die IV. Strafkammer des Hamburger Landgerichts geführt. Die Angeklagten reisten für die Gesellschaft für nationale Geschichtspflege, Berlin, und vertrieben deren Kaiser Friedrich-Gedächtnis-Werk. Sie suchten sich als Opfer Lehrerinnen aus, auf deren patriotisches Empfinden und Gutgläubigkeit sie bauten. Mit Listen, die bereits Namen von Kolleginnen der Lehrerinnen enthielten, ausgerüstet, begaben sie sich zu diesen und legten sie vor mit dem Bemerkten, daß die Eingezzeichneten sich bereits zu Zahlungen bereit erklärt hätten. Dann stellten sie sich als Sekretäre einer Nationalen Gesellschaft für vaterländische Ehrenbestrebungen vor, die den Zweck habe, Beiträge für Veteranen und Kriegsinvaliden zu sammeln. Sie zeigten eine Legitimationskarte der letzterwähnten Gesellschaft vor und baten um Beiträge von 30 J für die Woche und für die Kriegsdauer. Als Anerkennung für die Beitragszahlung wurde eine Ehrengabe versprochen. Um glaubhaft zu erscheinen, beriefen sie sich auch auf hochstehende Persönlichkeiten. Schließlich legten sie den zu fangenden Personen einen Schein zur Unterschrift vor, dessen Text sie so zu verdecken wußten, daß die Unterschreibenden ihn nur teilweise sehen konnten. Die Anpreisungen geschahen mit außerordentlich großer Schwachhaftigkeit, sodaß die betreffenden Lehrerinnen, wie sie (etwa 30